



Abend -

Zeitung.

88.

Donnerstag, am 12. April 1821.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Briefe aus Berlin.

(Beschluß.)

Bei Lesung des Stückes scheint der Anfang, besonders die Verwünschung des alten Camastro, zu sehr nach dem Ende geformt. Die Fabel des Stückes erinnert an die treffliche Novelle der Frau von Genlis: „Die beiden Savinien,“ doch nur etwa so, wie Karl und Franz in Schillers Räubern, an Edmund und Edgar in König Lear; Antonia, die Mutter der Savinien, die von dem Haß einer ältern Schwester verfolgt wurde, erzieht ihre beiden Zwillingstöchter auf einer einsamen Insel zu leidenschaftlicher Schwesterliebe, beide führen denselben Namen (Savinie). Balvire, ein Jüngling, der auf der Insel landet, entzündet die Herzen beider Schwestern, indem er die eine wählt, aber mächtiger war das Gefühl der Geschwisterliebe. Die Leidenschaftlichen kämpfen mit einander, die Geschwisterliebe siegt, doch beide Savinien fallen als Todesopfer der Liebe zu dem Jüngling, der beider Herzen erfüllte.

Eine tragische, furchtbare Wahrheit bietet die Albaneserin dar, die, daß ein in seinem Leben geliebter Todter, bei seiner unverhofften Auferstehung keinen Platz mehr auf Erden findet und nichts thun kann, die Seinen zu beglücken, als wieder sterben.

So große Schönheiten auch dies Trauerspiel hat, so ziehen doch die meisten Müllner's Schuld, der größeren Harmonie ihres inneren Baues wegen, weit vor. Mir scheint aber überhaupt der moderne

Charakter unserer Trauerspiele zu sehr in's Gräßliche zu schweifen; man könnte sie füglich Ultra-Trauerspiele nennen. Schwerlich dürfte diese Tendenz von Dauer seyn, da die Gräßlichkeit wohl bald ihren Zenith erreicht hat. Wie bei Vater Lohenstein und Andreas Gryps, der Held, oder die Heldin durch drei Akte durchgefoltert und endlich zerfleischt und halbrott hingerichtet wird, so foltert man jetzt die Zuschauer vom Anfang bis zum Ende, so daß, wenn die Katastrophe eintritt, schon alles Gefühl der Theilnahme erschöpft ist. Wohl haben die Franzosen ähnlichen Irrthum genährt und Scherz und Freude aus ihren Trauerspielen verbannt; Jammer und Pathos dauert bei ihnen von der ersten bis zur letzten Scene. Der große Britte Shakespear aber, den man vor kaum einem Jahrzehend noch, als roh und geschmacklos, verbannte, und dem jetzt volle Anerkennung seines Genius wird, giebt uns in seinen Trauerspielen Licht, Leben und Freude, wir sehen seine Helden im Vollgenuß ihres Glücks, und können darum desto mehr sie beklagen, wenn ihr Stern untergeht.

Julia und Romeo von Shakespear, wurde diesen Winter mehrmal wiederholt. Sie kennen den Liebeszauber, die italische Gluth, die durch dieses Stück weht. — Wie ergötzlich ist nicht der wackere Kaufbold Merkutio, den man mit Leid sammt dem Meister, der ihn darstellt, (Devrient) so früh aus der Handlung scheiden sieht, wie erschütternd die

Scene mit dem armen Apotheker, wie zauberisch die Mondscheinnacht, wie prachtvoll der Maskenball! Die Liebe erscheint in diesem Trauerspiel zwar entfernt von aller Niedrigkeit, weil Julia und Romeo zwei edle Seelen sind, aber auch nur rein menschlich nach Besitz strebend, nicht von Religion und Tugend gezügelt und verklärt, darum muß sie mit Verderben endigen, und ich theile ganz die mir mitgetheilte Ansicht des Freiherrn von la Motte Fouqué, daß der Dichter von der Katastrophe ausgehend, das Stück gedichtet habe, und Julia, wie Bürger's Lenore, über das Geschöpf den Schöpfer vergessend, von ihm verlassen werde. Wie Julia liebt, soll kein Weib lieben, geschieht es, wie denn Liebe und Haß weder auf Soll noch Kann achten, so bricht die Leidenschaft, als Frucht, das Verderben. — Der edle Dichter Jakobi gestattet den Frauen nur eine Leidenschaft: Mutterliebe, und das höchste Ideal der Weiblichkeit, Maria, die Gebenedeute, entsprach dieser erhabenen Idee.

Man tadelt in Julia und Romeo die schnelle Erklärung der Liebenden gegen einander, als unserer Sitten zuwider, aber Shakespeare malt mit großen, kräftigen Zügen, ohne sich viel um Sitten, Convenienz, Schicklichkeit u. s. w. zu kümmern. Die räthselhafte Freiheit, womit Lessing in Emilie Gallotti ihre Leidenschaft für den Prinzen nur ahnen läßt, ist ihm fremd und wer sie in des Britten Schöpfungen sucht, vergißt, daß eine Kluft von Jahrhunderten zwischen ihm und uns liegt.

Bei so vielen Gelegenheiten zu Zerstreuungen, bleibt kaum ein ruhiges, einsames Stündchen für die Lectüre übrig. Die Geschäfts- und Gesellschaftsleute können freilich wenig lesen, doch muß man die Bücher des Tages kennen, weil die gesellschaftliche Unterhaltung davon handelt. Ich erwähne nur als Hauptgegenstand derselben: Jean Pauls Kometen, Hoffmanns Brambilla, und Walter Scotts Romane, die, wie ehemals die unsers Lafontaine, fast verschlungen werden.

Der Komet ist reich an allen genialischen Eigenschaften des Titaniden, doch der jugendliche Zauberhimmel, der über Titans Fürstengarten Lilar und den Gefilden des Campanerthals schwebt, wölbt sich nicht mehr in demselben Glanz über dem Kometen. Prinzessin Brambilla, von Hoffmann, ist mit einem großen Aufwand von Phantasie geschrieben. Die Erzählung spielt in Rom während des Carnevals, und alle die bunten, fraßenhaften Gestalten dieser Feier gaukeln vor uns her, zerfließen in einander,

machen uns irre, ob wir Traum oder Wahrheit, Vernunft oder Verrücktheit erblicken. Das Gewirre wird immer bunter und dichter, so daß wir zuletzt unwillkürlich das Buch weglegen und die Augen schließen, damit alles in Nebel zerrinne und die klare Wirklichkeit wieder erscheine. Als Faden, an den sich diese Phantasieen reihen, dient die Bildungsgeschichte eines jungen Schauspielers, des Siglio Fava, der aus dem Heldenfach herausgeneckt und zum Humoristen, wozu ihn die Natur berief, gebildet wird; wie man sagt ist dieß Buch nicht ohne Beziehung auf einen hier gefeierten Künstler geschrieben.

Die Februarsonne leuchtet aber so hell und freundlich, daß auch ich Buch und Feder verlasse und mit der Menge gepuzter Damen und Herren zum Brandenburger Thor hinauswandern will. Die Spazierenden haben einen doppelten Zweck, einmal, die freie Luft zu genießen, und dann auch die herrlichen Sammetpelze, Federhüte u. s. w. im vollen Glanz der Frühlings-Sonne erscheinen zu lassen. Scherzhaft theilt man hier die Spaziergänger in Nocher und Schoner, die schon, oder die noch, ihr Mittagmahl eingenommen haben, oder einnehmen wollen. Welche Klasse die glänzendste sey, will ich nicht entscheiden. Ich schließe mich an die erstere, doch ist mein Zweck, Luft und Licht zu genießen und vor dem Brandenburger Thor, Angesichts dieses griechischen Baues, umteht von sämtlichen Lüften, mich nach Hellas, dem Vaterland des Schönen, zu träumen. Leben Sie wohl.

Die Schneegebirge Himalaya in Ostindien.

(Beschluß.)

Ein in der Nähe des Dorfes Manini befindlicher und nach selbigem benannter Tempel war ausgezeichnet nett, in chinesischem Styl, und, wie gewöhnlich, der Göttin Bhauwanni gewidmet. Das ganze Innere war aus Schnitzwerk in Holz, von unsäglicher Arbeit, und sollte wahrscheinlich die Thaten der Gottheit vorstellen, worüber ich indessen nichts Näheres sagen kann, da mir deren Geschichte fremd ist, nur schien es mir nach den Bildwerken, daß sie viel mit häßlichen Ungeheuern zu thun gehabt. Am schönsten war der Theil des Schnitzwerks, welches weder menschliche, noch thierische Gestalten darstellte. Die ganze aus Lannenhholz bestehende Decke überall in Blumen und Zierrathen im Hindugeschmack, mit Schärfe und Genauigkeit,

doch dabei sehr zart, ausgeschnitten, gereicht dem bergbewohnenden Künstler um so mehr zur Ehre und ist sehr zu bewundern, wenn man seine so einfachen Werkzeuge erwägt. Die Blende der Göttin war im Mittelpunkte und sie selbst ward sichtbar, wenn die kleinen Flügelthüren geöffnet wurden.

Folgendes ist die Schilderung, welche Frazer von dem in Seran residirenden, jungen Rajah giebt, welcher der brittischen Behörde einen ceremoniellen Besuch gemacht:

Es war ein kleines, übelgewachsenes Kind, 6 bis 8 Jahre alt, zeigte aber ein so markirtes Benehmen, wie man es bei so jungen Wesen sonst nicht findet. Er hatte eine stark gebogene Nase und große, funkelnde, schwarze Augen, war aber mit dem Uebel, was den Bergbewohnern so sehr eigen ist und in Europa Kropf genannt wird, behaftet. Er schien sehr furchtsam und beklommen zu seyn, und machte uns fortwährend Verbeugungen, die ihm erst gelehrt zu seyn schienen. Als ihn einer von uns eine Zeitlang auf den Schooß genommen, schien es ihm leichter um's Herz zu werden und er beantwortete dann mehrere an ihn gerichtete Fragen mit Verstand und Leichtigkeit; doch wurde er sichtlich in Zwang gehalten und schien sowohl vor seiner eigenen Umgebung, als auch vor denen, welche er besuchte, große Scheu zu haben. Wir boten alles auf, ihm Vertrauen einzufloßen und ihm zu gefallen, beschenkten ihn auch mit allen Dingen, an denen er Geschmack zu finden schien, und so glaube ich, daß er weit weniger zaghaft und um vieles besser gestimmt uns wieder verlassen hat. Er hatte ein großes Gefolge bei sich, welches sehr für ihn eingenommen zu seyn schien. Besonders ernstlich wurden wir aufgefodert und ersucht, ja sich keinen Gurka nähern zu lassen, so lange der junge Rajah in unserem Zelte sey, aus Furcht, daß diese ihn verwünschen, oder beheren möchten. Mit Achtung ihrer Vorurtheile sorgten wir dann auch dafür, daß kein so gefährlicher Charakter sich der geheiligten Person des jungen Rajah nähern durfte, der sich nach ungefähr 2 Stunden wieder nach seiner eigenen Wohnung begab, nachdem er der brittischen Regierung, als seinen geachteten Oberen, seinen Ruzzur gemacht hatte.

Unter den jene Gebirgsgegenden bewohnenden Thieren ist das Moschusthier am merkwürdigsten. Es lebt in den entferntesten und unzugänglichsten Anhöhen zwischen Felsen und Waldungen, wohin

höchst selten ein menschliches Wesen vordringt. Es ist äußerst empfindlich gegen die Wärme, so daß mehrere Junge, die uns geschenkt wurden, starben, als sie einige Tage in die niederen und wärmeren Gegenden veretzt worden waren. Es ist von sonderbarer Gestalt, dunkelbraun von Farbe, hat die Größe eines Dammhirsches, auch gleichen Körper und Füße, aber einen völligen Schweinskopf. Wie bekannt, hat dieses Thier in einem kleinen Beutelchen am Nabel den Moschus in flüssigem Zustande. So wie es gefangen worden, und noch lebend, wird ihm dieses Beutelchen abgeschnitten, in welches dann ein dünnes, hohles Röhrchen gesteckt wird, damit die Luft Zugang habe, weil sonst der Moschus verderben würde; das Ganze wird dann noch mit einer Sehne des nämlichen Thieres umwunden. Getrocknet bildet sich der Moschus in brauner, körniger Gestalt und wird dann sammt der Haut im doppelten Gewichte mit Silber bezahlt. Wird das Thier geschossen, so vertheilt sich die kostbare Flüssigkeit in seinem ganzen Körper, und geht also nicht allein verloren, sondern macht auch das Fleisch ungenießbar. Kaum ist es laut geworden, daß sich ein Moschusthier auf einem der Berge gezeigt habe, so macht sich Alles in weitem Umkreise auf die Beine, um Jagd darauf zu machen, daher diese Thiergattung immer seltener wird.

Von Jumnotri, dem heiligsten Wallfahrtsort der indischen Bergbewohner und über den hinaus ihrer Behauptung nach, noch nie ein Mensch gekommen ist, noch kommen kann, giebt Hr. Frazer folgende Beschreibung:

Die Scene, welcher dieser heilige Fleck darbietet, ist der mysteriösen Heiligkeit, die ihm beigemessen wird, und der Achtung, die man ihm erweist, werth. Abgründe und Bergströme bieten sich überall den Blicken dar, und geben ein Gefühl von schauerlicher Ehrfurcht, als stände man am Eingang in den Mittelpunkt der Ruinen einer untergegangenen Welt. Zu den Füßen der himmelanstrebenden, nackten Felsen liegen andere in chaotischen Trümmern; hin und wieder steht ein einzelner Baum, denn selbst die düstere Tanne findet nur selten eine von der Zeit gewählte Schlucht, in der sie Wurzel treiben kann. So ist von allen Seiten die Aussicht in die Ferne geschlossen, außer ostwärts, wo sich noch höhere, beschneite Gipfel von 4 hohen, nackenden und graufigen Bergen, den Rudra-Himalayas zeigen.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im März 1821.

„Die Ehemänner nach der Mode,“ komische Oper vom hiesigen Kapellmeister Triebensee, ist die neueste Vorstellung unserer Operngesellschaft. Gesungen recht artig — gespielt, wie Operisten pflegen. Die Musik ausgezeichnet, wie es vom Componisten der Oper: Die wilde Jagd, mit vollem Recht zu erwarten war. Wegen Wichtigkeit des Spieles wird erstgenannte Oper für deutsche Operisten immer eine schwerere Aufgabe, die wilde Jagd hingegen sicher überall eine Repertoire-Oper bleiben.

Der König und der Hirtenknabe und Der Dichter auf dem Lande, sind mit vielem Beifalle gegeben. — Beide sind neue Beweise von Kurländers dramatischem Dichtertalent.

P. S.

Copenhagen, im März 1821.

Ueber die gewöhnlichen Hauptgegenstände der Correspondenz, nämlich über Musik und Theater, läßt sich eigentlich nicht gar viel vom verfloffenen Februar aus unserer Hauptstadt sagen, denn die Theater-Direction schien in demselben auf ihren Lorbeern zu ruhn, ohne eben geneigt zu seyn, sich neue erwerben zu wollen. Was die Musik betrifft, so haben wir während desselben nur zwei öffentliche Concerte gehabt, wovon das eine im Hoftheater von einer Ollé. Funk gegeben wurde und sehr zahlreich besucht ward, welches hier, bei der großen Vorliebe für Musik, wodurch sich die Bewohner Copenhagens auszeichnen, stets der Fall ist, wenn man sich nur einigermaßen Genuß von einem Concerte versprechen kann, und das andere ward im Locale eines Klubs gegeben, aber man reichte dem zahlreich sich einfindenden Publikum dort nichts Neues, sondern fast nur die Musik des freilich hier beliebten Nothkäppchens. Die Concerte der verschiedenen Klubs oder sonstigen musikalischen Vereine, als die der Harmonie, der Thalia, des freundschaftlichen Klubs u. a. m. haben sich nicht besonders ausgezeichnet, dagegen that sich die Gesellschaft zur Ausbreitung der Musik ganz besonders hervor; unter anderen trefflichen Sachen führte man *così fan tutti*, Bethovens Christus am Oelberge u. dgl. m. auf, und das ganz vortrefflich, weil sich unter jener Gesellschaft einige tüchtige, ausgezeichnete Virtuosen befinden.

Unser Theater erhielt im Laufe des vorhergehenden Monats zwei neue Schauspielerinnen, die dann das Haus doch füllten, weil die Neugierde ein gar mächtiger Magnet für die Menschen ist. Am 10. Febr. gab man das originelle und originale Trauerspiel *Duweke*, worin die eine der neuen Schauspielerinnen, Ollé. Brenøe, als *Duweke* debütierte. Dieses Stück beruht bekanntlich auf historischem Stoffe aus der vaterländischen Geschichte und verfehlt daher seine Wirkung auf die dänischen Zuschauer auch nie; mit denen des Auslandes möchte dieß vielleicht anders seyn; der Verfasser desselben ist Samsøe. Am 19. Febr. gab man Figaros Hochzeit, wobei das Publikum es sich zum erstenmale erlaubte, ein *Da capo* (die Schauspieler und Sänger können Gott nicht genug danken, daß dieß immer seltener gehört wird; um so trauriger ist daher die Bemerkung, daß das sonst so gebildete und gefühlvolle Copenhagener Publikum jetzt gerade anfängt auf diese wahre Grausamkeit zu verfallen)

erschallen zu lassen, und zwar bei der großen, schönen Arie im dritten Akte, gesungen durch Ollé. Træa. Die Künstlerin war so artig, dem Wunsche des Publikums sogleich nachzugeben und die große und schwere Bravour-Arie nochmals zu singen und das mit mehr Anstrengung, als vorher; gewiß aber auf Kosten ihrer Brust hat sie dieses dem Publikum erwiesen, denn es ist keine Kleinigkeit, gleich nach einer geendigten großen Arie von neuem wieder anzufangen. Am 22. Febr. führte man Rossini's herrlichen *Lancèd* auf; nach der Oper gab man ein Ballet, worin der junge Bournonville, Sohn des Directors, zuerst nach seiner Rückkehr aus Paris wieder tanzte; er berechtigt zu schönen Hoffnungen in seiner Kunst. — Am 24. Febr. führte man unsere Weise geniale Oper, der *Schlaftrunk*, auf; diese Oper ist die erste, welche der hier so beliebte Componist componirte. Dieses wäre für heute alles, was ich Ihnen, geschätzter Freund, über uns zu berichten hätte; nächstens aber ein Mehreres über andere Gegenstände.

Turin, am 7. Febr. 1821.

Vor einigen Tagen sahen wir hier das von Rossi gedichtete und von Niccolini für unsere Bühne in Musik gesetzte ernsthafte Melodrama, der Held von Lancaster. Obgleich an demselben Abende die erste Sängerin, Morandi, krank ward, und der Tenor Donzelli an einem Halsübel litt, so erfreuten sich doch mehrere Particien der Oper großen Beifalls, besonders durch Belluti bewirkt, dessen Rondo im zweiten Akte, trotz des strengen Verbots des Klatschens in diesem Theater, das Publikum zum lautesten Beifalle hinriß. Eben so gefiel auch, als die Morandi die nächstenmale wieder auftreten konnte, deren *Cavatine* im ersten Akte. Der Text selbst ist einer der besten, interessant und mit Gefühl geschrieben. Stannini's neues Ballet, der *Lodesrichter*, gefiel durch äußeren Prunk, besonders durch ein Kavalleriegefecht.

Mantua, Anfang Febr. 1821.

Zu dem sehr günstigen Erfolge, welchen die Oper *Baron von Dolsheim* hier hatte, trug besonders unsere junge Landsmännin, Signora Cerchi, viel bei, welche darin ein weites Feld vorfand, ihre treffliche Stimme zu entfalten. Sie entzückte vor allem in ihrer letzten Arie, und wird jeder Bühne Italiens zur Zierde gereichen.

Venedig, am 12. Febr. 1821.

Im großen Theater Venetia errang vorgestern Stephan Pavesi's neue Oper: *Hermann*, oder *der deutsche Held*, einen vollständigen Sieg, den sie sowohl wegen der Trefflichkeit der Composition, als der Genialität des vom Grafen Johann Kreglianovich Abinoni (unter dem Hirtennamen Dalmirio Lindavio bekannt) gedichteten Textes und der ausgezeichneten Bravour der Darsteller, unter denen vor allen der Tenor Crivelli, nächst ihm aber die Ferron und Pasta sich auszeichneten, verdiente. Der Monolog und die darauffolgende Arie des Proconsuls im zweiten Akte wurde besonders mit einem Enthusiasmus aufgenommen, den die lautesten Ausrufe der Freude, der Bewunderung und des Entzückens begleiteten.